



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman : (sechste Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

intensive Betriebsweise ermöglicht und fördert. Ohne diese beiden Errungenschaften wäre Deutschland wahrscheinlich schon im vollsten Übergange zur Vieh-Großwirtschaft mit einer Mindestleistung von Arbeit und einer Mindestmenge von Landbevölkerung. Der landwirtschaftliche Großbetrieb ist an sich politisch, sozial und wirtschaftlich genau so berechtigt wie der gewerbliche; auch vom völkischen Standpunkt ist er keineswegs zu verwerfen, vorausgesetzt, daß er seinen Stamm von nationalen Arbeitern festhält, wie dies besonders auf fideikommissarisch oder traditionell besetzten Gütern der Fall ist. Gefährlich ist nur seine kapitalistische Ausgestaltung unter Verwendung ausländischer Saisonarbeiter und übermäßiger Maschinenkraft. Diese Gefahren liegen bei dem Kleinbetriebe nicht in demselben Maße vor, und seine Vermehrung ist daher eine nationale Pflicht und Forderung, um so mehr, als der Kleinbesitz in seinem Bestande durch die wenig glückliche Agrargesetzgebung von 1807/1816 gelitten hat.



## Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Sechste Fortsetzung)

Karl nimmt sich ein Schemelstühlchen, stellt es dicht neben die Tante, setzt sich darauf, lehnt den Kopf wider Settchens Wein und sagt:

„So hoch ich gut, Tante Settchen, als wenn du meine Mutter wärst. Jezert kannst du mir sagen, was du noch zu sagen hast!“

Die Alte zieht die nasse Hand aus dem Wasser, trocknet sie an der Schürze ab, streichelt über Karls Haar und spricht dann zu ihm, indem sie ihre Arbeit wieder aufnimmt:

„Siehst du, lieber Bub, du bist ja noch jung und kannst dich wieder heraufschaffen; du darfst den Mut net verlieren. Es wird uns ja jezert alles versteigt, und nix bleibt übrig; auch mein Vermögen schlüpft mit drein. Aber da liegt mir nix dran. Ich bins Schaffen ja gewöhnt, und ich will ja gern schaffen für dich und das Mäde. Wenn ich mal net mehr da bin, sollt ihr zwei an mich denken können wie an euer zweit Mutter!“

„Aber, Tante Settchen!“ unterbricht Karl die Sprechende, „tu doch net, als ob du morgen schon sterben müßt!“

Tante Settchen schüttelt den Kopf und fährt weiter:

„Rein, Karl, da soll unser Herrgott mich vorläufig davor bewahren, denn ich bin noch nötig für euch zwei! Am meisten für das Mäde. Und dabei müßt du

mir helfen. Weißt du, die Sophie müssen wir irgendwo hintun, in die Irrenanstalt nach Heppenheim an der Bergstraß oder nach Hofheim im Nied. Arm sind wir jegert, und ich glaub net, daß die Gemeind uns die Sophie unterhält, solang wir zwei noch einen Knopf verdienen können. Wir müssen halt alle beid sehen, recht bald einen Unterschlupf zu finden. Wenns hier in Spelzheim net ist, dann sonstwo. Für dich machts sichs vielleicht am besten drunten in Bechtheim oder in Alshheim oder in Guntersblum oder in Winterheim. Da gibts viel reiche Bauern, und die brauchen immer Knechte!“

In Karl sind widerstreitende Gefühle. Sein Herz krampft sich in dem Schmerze, aus dem Hause zu müssen, in dem er geboren und groß ward. Aber es ist auch eine den Atem leise stoßende Erwartung in ihm auf die Neuheiten, die da wie Schlüssel in sein Leben greifen werden. Er selbst weiß das alles nicht zu unterscheiden und sagt:

„Tante, wenn ich an all das denk, wird mirs so komisch!“

„Nur nicht verzweifeln, Karl, wies auch kommen soll! Ich will dir einen guten Rat geben. Wenn man so von einem Tag in den anderen lebt, wird man zu einer Maschin. Die läuft auch und schafft ihre Arbeit, aber ohne eigen Ziel. Das ist es: man muß sich ein Ziel in seine Zukunft stecken und immer drauf lossteuern. Net rechts und net links gucke und nur immer aufs Ziel. Und dein Ziel muß sein: wieder deine eigne Bauerei zu kriegen. Spar dir Pfening um Pfening, das gibt Marke. Und die Marke geben hundert Marke. Und wenn du auch nur ein klein Bäuerchen gibst, du bist aber selbständig, und das ist das beste. In suffzehn Jahr kannst du so weit sein. Wenn du das nötige Alter hast, findst du vielleicht auch ein Mäde, wo ein bißjen Geld hat. Nur immer ein adretter Bursch bleiben, Karl, und dein wild Naturell ein bißjen bezähmen. Still und ein Schaffer, das macht Eindruck bei den reichen Bauernmäd!“

Und die gute Jungfer möchte alle Begeisterung, die in einem jungen Menschen ist, in helle, starke Flammen entzünden. Sie nimmt des Burschen Kopf zwischen die Hände, läßt aus ihren Augen alles Feuer strahlen, das in ihrer Seele ist, und sagt mit hinreißendem Schwung:

„Herrgott noch mal, wer weiß, was meinem Bub noch alles Schöne widerfährt im Leben! Ich seh ihn schon so, wie er als Bauer in einem großen Hofgut über einen Haufen Knecht und Mägd kommandiert, alle Sorten von neumodischen landwirtschaftlichen Maschinen hat und Geld wie Heu und zu allerlezt noch vom Großherzog den Titel Ökonomierat kriegt!“

So sagt sie und ist ganz begeistert, schüttelt dem Burschen die Hände und strahlt ihm mit dem Finger das Haar.

Der Junge aber muß an die Leiche da droben denken, das läßt keine Begeisterung in ihm aufkommen und erstickt den glimmenden Funken.

„Lieb Tante Settchen, ich hab nie so recht begreifen können, was Luftschlöffer sind. Was du aweil sagst, das sind auch Luftschlöffer. Alles Luft, Luft und wieder Luft. Ich mein, 's tät doch alles anders werden!“

Als Tante Settchen diese traurigen Worte hört, will auch ihr der Mut entschwinden, und sie sagt nur:

„Aber lieber Bub, wer wird denn so plaudern, wenn man noch so jung ist wie du und die ganz Welt noch vor sich liegen hat!“

„Tante Settchen, wenn ich net immer an den Vater droben denken müßt. Das ist jekert so was Merkwürdiges in mir: Ich kann dem Vater net recht geben in dem, was er getan hat, aber ich hab ihm doch auch so arig gern. Da tut jekert alles durcheinander wühlen in mir, alles so durcheinander!“

„Darüber wollen wir jekert sprechen! Komm steh mal auf, Bub, ich wills Geschirr wegräumen!“

Karl steht auf und lehnt sich wider den Tisch. Tante Settchen huscht in der Küche, stellt da einen Teller hinweg, hängt dort ein Handtuch an das Tücherbrett, räumt ein Glas in den Schrank und macht so blitzblanke Ordnung. Sie fühlt sich dann wohler. Als sie die Arbeit beendet hat, schöpft sie einen Seufzer der Erleichterung und einen der Befriedigung aus der Brust und darnach einen der Sorge, — Seufzer eines treuen Herzens. Sie setzt sich neben den kalt gewordenen Herd, rückt mit dem Fuße das Schemelstühlchen herbei, klopft mit der flachen Hand darauf und sagt zu Karl:

„Komm jekert daher! Jekert das Beste, was ich dir noch sagen will für heut!“

Karl schlurft mit müden Schritten herbei, setzt sich so, daß sein Rücken an den Knien der Tante anlehnen kann und gähnt, während Tante Settchen zu sprechen beginnt. Als sie seine Müdigkeit sieht, fragt sie ihn, ob er auch noch zuhören könne. Ja, ja, er wird schon achgeben!

„Zuerst muß ich dir sagen, daß wir vor allen Dingen sorgen müssen, daß dein Vater unter den Boden kommt. Man kann das bei einer verwundeten Leiche net lang anstehen lassen. Und jekert denk mal dran, was ich dir vordert gesagt hab von der göttlich Barmherzigkeit! Hast du noch alles gut in Gedanken?“

„Ja, Tante Settchen, das vergeß ich auch net!“

„Na ja, das ist gut so. Sieh, wenn du das alles begriffen hast, wirft du auch verstehen, was ich dir jekert noch dazu sag!“

Nach diesen Worten hält die Jungfer ein wenig inne, denn sie weiß, was sie nun sagen wird, reizt den Burschen wieder. Sie fährt ihm mit der Hand durch das struppige Haar und tätschelt seine Backen, während sie weiterfährt:

„Nach all dem, was du heut Abend gehört hast, wird's dich net wundern, wenn ich dir sag, daß der Vater natürlich net vom Herr Pfarrer begraben wird. Bscht, bscht, Karlchen, net aufdrausen, bscht, bscht! Horch schön zu, was ich dir weiter sag! Gell, Bub, du glaubst doch fest dran, daß dein Vater durch Gottes Barmherzigkeit von der ewigen Qual gerettet sein könnt? Glaubst du das, Bub?“

„Ei jo, Tante Settchen,“ antwortet Karl mit wehheiserer Stimme, „das ist ja das einzige, was mich ruhig macht gegenüber der Bosheit der Menschen!“

„Na ja, siehst du, was brauchst dir dann noch dran zu liegen, ob die sterblichen Überreste von deinem Vater in einer großartigen Leich' naus auf den Kirchhof kommen oder ganz still und unauffällig. Begreiffst du, daß das lauter äußerliche Formen sind, die nichts ändern am jenseitigen Leben von einem Abgestorbenen? Wie mancher wird vom Pfarrer begraben mit Gesang und Weihrauch, und seine Seel brennt vielleicht doch in der Höll. Wer von uns Menschen kann dem anderen ins Herz gucken? Siehst du, an so Sachen darf man sich net stoßen. Vielleicht hast du noch net gehört, daß auf dem hohen Meer die Leichen einfach ins Wasser geworfen werden, in Segeltuch eingewickelt, ein paar alte Roststäb zu Füßen, und ins Wasser damit. Und das wird so gemacht, daß es

die anderen Reisenden ja net merken, die könnten es sonst an die Nerven kriegen. Jezert frag ich dich, wer begräbt denn da die Toten? Da ist auch kein Pfarrer dabei, denn auf den Schiffen sind vorläufig noch keine stationiert. Ein paar Matrosen werden zum Gebet kommandiert, aber ob sie auch was beten, ist die andere Frage. Und so ein Begräbnis auf dem Meer kann einem Guten wie einem Bösen passieren. Ich will damit nur sagen, daß es auf die Form garnet ankommt; das ist ganz Nebensach. Wenn dein Vater reumütig gestorben ist, wenn er eine vollkommene Reue gemacht hat, wenn ihm all seine Sünden leid getan haben, weil er dadurch den lieben Gott beleidigt hat, dann hat ihm unser Herrgott seine Sünden vergeben, ob er jezert vom Pfarrer begraben wird oder nicht. Hast du das jezert begriffen, lieber Bub?"

„Ja, Tante Settchen, das seh ich jezert auch ein. Aber weißt du, 's ist halt doch schwer, sich da auf einmal so hineinzufinden, wenn man's die ganze Zeit anders gewöhnt war!“

„Ja, weißt du, mein lieber Bub!“ entgegnet ihm Tante Settchen, „das ist mehrstenteils so, daß der Verstand der Menschen in ihren Gewohnheiten einschläft, und dann machen sie halt so da hinaus, wie's beim Vater war und beim Großvater und beim Urgroßvater. Und das muß du dir ein für allemal merken: alles Unglück, das über einem kommt, soll man auffassen als eine Schickung Gottes. Das sagt auch der Pfarrer in der Predigt. Aber da meint er mehrstens, die Deut sollten net brummen und net schimpfen, sie sollten halt einfach das Maul halten und höchstens noch beten. Gewiß soll man das, beim Beten wächst das Herz. Vor allen Dingen soll man aber lernen, unsern Herrgott zu verstehen. Man soll aus dem Unglück sich etwas für seine eigene Seel herauslesen, daß sie tiefer wird und mit der Zeit Sinn und Verstand in den Fügungen Gottes begreift. So muß du's auch machen. Wenn man erst mal so weit ist, daß man sich durch das Unglück net verbittern läßt, spürt man schon bald einen großen Gewinn. Und wenn er nur darin bestehen tät, daß man nicht kopflos dasteht, wenn ein neues Unheil über einem kommt. Kannst du mir das nachfühlen?“

„Noch net alles!“ antwortet Karl, „noch net alles, Tante Settchen, aber ich glaub fest, daß du recht hast, weil ich seh, daß du aus deinen Erfahrungen sprichst!“

„Na ja, dann folg mir auch mal schön und tu, was ich dir sag!“

Auf diese Mahnung stöhnt Karl mit gepreßtem Atem:

„Ja, Tante Settchen, ja, ich will!“

Dann aber schweigen sie.

Die Küchenlampe singt leise. In der Scheuer und in der Werkstätte zirpen die Grillen, heute wie alle Tage. Aus der Ferne hört man das Dengeln der Sensen. Sonst hörte man's ganz nahe, nämlich von draußen auf dem Hofe. Verloren kräht hie und da ein Hahn.

Die zwei Menschen aber sitzen stille und sinnen und seufzen manchmal. Dann sieht eines das andere an. Die Gesichter sind ernst. Bei der Jungfer ist Geßaktheit dabei, auch Mut; in einem: mutige Ergebenheit. Aber in des Burschen Antlig zuckt häufig die Qual der ungereiften, zum erstenmal in ihren Tiefen aufgewühlten Jugend, und dieses Zucken liest sich wie eine Frage an die Gottheit, wie ein erschütterndes Warum, wie ein verzweifelt's Auswegsuchen. Das weiche Eisen windet sich unter den Hammerschlägen . . .

Plötzlich flößt in die Stille ein harter Hornruf: Tawut-twut-twut . . .

Der Nachtwächter bläst elf Uhr.

Nun legen sie sich zur Ruhe nieder. Zuerst ist das Zimmer dunkel, aber nach einer halben Stunde ist es vom bläulich silbernen Mondschein erfüllt. Karl, der nicht einschlafen kann, schaut mit weit offenen Augen in den vollen Mond.

Groß, klar und leuchtend hängt er in der schweigenden Nacht wie ein milder, festigender Trost des Himmels.

## 7.

Am frühen Morgen wird Karl durch das gelle Lachen Sophies geweckt. Vom Schläse erquickt, erinnert er sich nicht gleich der Ereignisse von gestern, seine Seele ist leicht. Aber nur für einen ganz kurzen Augenblick, und dann legt sich wieder alles erdrückend schwer über ihn. Der Bursche kleidet sich an und begibt sich in die Küche, um den Kaffee zu kochen. Er räumt die Schlacken und die unverbrannten Kohlen aus dem Herde und zieht den Aschenkasten hervor, den er sodann in den Hof trägt. Aber das Hin- und Herarbeiten zerstreut ihm die wehen Gedanken nicht. Es bleibt ihm unbehaglich; es fehlt ihm etwas. Vielleicht wird es ihm besser, wenn er einmal in den Pferdestall geht. Das war sonst immer sein erster Gang vom Bette aus: in den Pferdestall zum Kappen, der wieherte, wenn er ihn sah. Heute wird kein Kappe wiehern. Wird er denn fressen im fremden Stalle oder wird er trauern? Wie der Bursche im leeren Stall steht, kommen ihm die Tränen. Er geht wieder in die Küche und kocht den Kaffee.

Nach dem Frühstück macht sich Karl daran, den verlassenen Pferdestall zu misten. Wozu die Arbeit aufschieben? Einmal muß es ja doch sein. Er ist gerade dabei, das Reß von dem noch darin steckenden Heurest zu befreien, als er am Tore rütteln hört. Da jagt zuerst ein Schrecken und dann eine Wut durch seine Glieder, denn er denkt an die Menschenansammlung von gestern Abend. Er packt die Mistgabel fester und rennt damit ans Tor.

„Antwort zuerst!“ schnarrt er, „wer ist drauß?“

„Karl, mach uff!“ ruft es von draußen, „mir find's, 's Schreiner Klinge, mir henn de Sarg for dein Vatter! Mach uff, sunscht bleiwen do so viel Leut stehel!“

Da öffnet der Bursche und läßt zwei Männer herein, einen älteren und einen jüngeren; Schreiner Kling und seinen Sohn. Auf einer Tragbahre haben sie den Sarg stehen, schwarz lackiert und am Kopfende mit einem blechernen Christuskörper versehen. Zwischen der Deckelfuge hängt eine rundumlaufende Papierspitze heraus mit der sich wiederholenden Aufschrift: Ruhe sanft, Ruhe sanft. Ein Kranz dieser beiden Worte rings um den Sarg. Die Schrauben, womit der Deckel verschlossen wird, haben Kreuzform. An den beiden Längsseiten der Totenlade sind Henkel zum Tragen angebracht, denn die Gemeinde hat noch keinen Totenwagen.

Noch ehe die Schreiner ihre schwarze Last zur Stiege hinauftragen können, öffnet sich das Tor abermals, und die Totenfrau, deren Aufgabe es ist, die Toten des Dorfes zu waschen, anzukleiden und in den Sarg zu legen, kommt herein.

Karl zeigt den Leuten das Zimmer, in dem die Leiche steht. Zuerst möchte er mit ihnen hinein gehen, aber die Totenfrau sagt ihm, er solle das lassen, da

man nicht wissen könne, ob der Anblick jetzt am zweiten Tage und bei der großen Augufstige für die Angehörigen überhaupt noch erträglich wäre. Da geht er wieder die Stiege hinunter. Im Hausgange unten bleibt er stehen und hört, wie der Sargdeckel polternd abgehoben wird; hört, wie die Hobelspäne im Sarge unter der Last der Leiche wuscheln und rascheln; hört den Sargdeckel zum zweiten Male poltern und die Verschlussschrauben quietschen. Da geht er zu seiner Tante, setzt sich ihr gegenüber auf einen Stuhl und sieht sie mit großen, schreckhaften Augen und schlohweißem Gesichte an. Tante Settchen bemerkt das Grauen in dem Jungen, strafft ihre Mienen zu energischen Zügen und ermuntert ihn:

„Wacker sein und denken, daß du wieder alles gutmachen täft!“

Nach einer kleinen Weile kommen die Leute wieder die Stiege herab. Die Totenfrau, die trotz ihres traurigen Berufes ein rohes Gemüt hat, verlangt einen Schoppen Wein. Es will Karl wenig passend erscheinen, jetzt Wein zum Besten zu geben, aber um das Weib los zu sein, holt er aus der Küche ein Schoppenglas und eine Stearinferze, die er anzündet. Der Kellereingang liegt im Hausflur; rotangestrichen schneidet die Falltür in den schwarz-weiß geplätteten Bodenbelag. Karl öffnet sie mit einem Ruck und steigt die steinerne Treppe hinab. Nach wenigen Augenblicken erscheint er wieder, aber mit leerem Glase, zur großen Enttäuschung des Weibes. Er hat nichts zapfen können, denn auch die Weinfässer sind versiegelt.

Auf diese Auskunft hin wendet die Totenfrau sich um und verläßt ohne Gruß das Haus. Der alte Schreiner blickt ihr verächtlich nach und murmelt vor sich hin:

„Schroh Tier, das du bist!“

Auf eine Frage Karls an die beiden Männer, ob auch sie böß darüber wären, daß er ihnen keinen Wein geben könne, erklären sie, in aller Herrgottsfrühe tranken sie noch keinen Wein, fragen noch nach dem Geburtsstagsdatum des Schmiedes, weil das auf das für den Grabhügel bestimmte Kreuz noch nicht aufgeschrieben sei, und als sie es erfahren haben, gehen sie.

Karl und Settchen beratschlagen, wie sie sich den Tag einteilen sollen, als der Arzt eintritt. Die Jungfer sagt in erstauntem Tone:

„Herr Doktor?“

„Ich wollte nur mal nach der Kleinen sehen!“

„Seßgott, Herr Doktor!“ sagt Tante Settchen gerührt, „das ist aber schön von Ihnen. Dank der Nachfrag. Sie hat die Nacht ja im ganzen ruhig verbracht, wenn man davon absieht, daß ihre Hände beständig auf dem Deckbett herumgewuschelt haben. Mit ihrem grellen Lachen ist sie dann wach worden und verhält sich seitdem bald erregt, bald teilnahmslos. Eben ist sie still, wie Sie ja selbst sehen!“

„Ja, Fräulein Settchen,“ entgegnet der Arzt, „es ist am besten, Sie tun das Mädchen einmal eine Zeitlang nach Heppenheim in die Anstalt. Möglich, daß sie sich dort wieder erholt. Ich habe Ihnen hier schon einen Schein geschrieben!“

Als Karl das hört, röten sich seine Wangen. Er wendet sich an den Arzt, der in der Brusttasche seines Rockes fingert, und fragt in freudiger Erregung:

„Ein Schein, Herr Doktor, ein Schein für den Herrn Pfarrer?“

Da wird des Arztes Gesicht von Unmutfalten zerrissen, und in Karl tastet mit kalten Fingern eine große Enttäuschung. Er geht aus dem Zimmer.

Darauf sagt der Arzt mit freundlichem Gesichte zu Settchen:

„Es ist ein Schreiben für den Oberarzt der Anstalt, der mit mir befreundet ist!“

Da spricht Tante Settchen dem Doktor von ihrer Sorge, daß sich im Dorfe keine Chaise finden möge, um das Mädchen nach Worms an den Bahnhof zu fahren, denn man könne mit der Kranken den Weg doch nicht zu Fuß machen.

„Owowowowo!“ erwidert der Arzt, „so schlimm sind unsere Bauern denn doch noch nicht alle, liebes Fräulein Settchen. Zum Beispiel sind da die Geschwister Holtner, der Hannes, der Vinzenz und die Male. Besonders der Hannes. Derb, vielleicht auch grob, aber gut und gütig. Der Vinzenz hat sich beim Sensenwegen eine böse Schnittwunde in den Arm beigebracht und liegt nun an ein wenig Bundfieber. Zu dem muß ich, und da will ich dem alten Hannes Holtner sagen, daß er mal gleich seine alte Kalesche einspannt. Sie machen unterdessen das Mädchen fertig.“

Aber Tante Settchen hat noch andere Bedenken. Ob man nicht noch einmal einen Tag warten solle, weil sie doch die Vorbereitungen zur Beerdigung treffen müsse.

Da schnalzt der Doktor mit der Zunge, wie er schnalzt, wenn er mißmutig ist, und sagt der Alten, sie solle mehr an die Lebendigen als an die Toten denken. Was da zu ordnen sei, könne wohl auch der Zunge machen. Ein feierlich Begräbnis gäbe das ja doch nicht, wie er ganz frei heraus sagen wolle, wozu da also viele Vorbereitungen? In einer halben Stunde sei der Hannes Holtner da, und dann reiche es noch für den Zehnuhrzug nach Bensheim. Von dort fahre man mit der Mainneckarbahn nach Heppenheim.

Bei diesem guten Rate des Arztes denkt Settchen an ihren leeren Geldbeutel. Aber es ist eine Scham in ihr, die sie hindert, dem Doktor davon zu sprechen. Darum sagt sie:

„Herr Doktor, könnt das mit dem kranke Mäde net zu Unzuträglichkeiten führen in der Eisenbahn? Seggott, ich wär so froh, wenn uns der Better Holtner mit seiner Kutsch gleich bis nach Heppenheim fahren wollt!“

„Dja!“ wirft der Arzt ein, „das ist so ne Sache, jetzt bei der vielen Feldarbeit. Hin und zurück ist das ein Weg von einem ganzen Tag; wird nicht gut zu machen sein!“

Da rafft Tante Settchen sich auf, und während ihr die Schamröte bis unter die Haarwurzeln steigt, sagt sie hastig:

„Herr Doktor, 's ist auch wegen den Kosten!“

Im ersten Augenblicke zuckt es dem Mann in den Fingerspitzen, er möchte das Portemonnaie aus der Hosentasche ziehen. Doch er besinnt sich eines anderen, und reicht Tante Settchen die Hand hin:

„Fräulein Settchen, das kann auch so gehen; wie Sie wollen. Den lachenden Erben der Holtners wird es nichts verschlagen, wenn der Hannes einmal einen Werktag lang feiert. Ich bring das in Ordnung! Guten Morgen, Fräulein Settchen!“

(Fortsetzung folgt)